

Workshop Teilprojekt C1

Raum als Medium. Adelsgesellschaft, Hof und adelige Bestattung in der Frühen Neuzeit

27. und 28. Oktober 2000, Universität Konstanz

Dokumentation

[Thema](#) und [Programm](#)

[Referenten und Gäste](#)

[Referate und Diskussionen](#)

Das Thema: (Autor: Rudolf Schlögl)

Das Zeremoniell, mit dem die Adelsgesellschaft des Hofes sich ordnete und zur Anschauung brachte, arbeitete als eine Ordnung des Raumes. Es gliederte und strukturierte ihn in synchron und diachron aufeinander abgestimmte Präsenz-, Beobachtungs- und Kontaktpunkte, in deren Kombination die Status- und Machthierarchie Gestalt annahm, die aus der Sicht der beteiligten Personen auch die Möglichkeit der Statusveränderung einschließen musste. In dieser Spannung zwischen stabiler Hierarchisierung und Konkurrenz um Statuspositionen drängte der Hof über sich hinaus und schrieb sich in den Stadtraum ein. So jedenfalls lässt es sich im Wien des 17. Jahrhunderts beobachten. Die Topographie der Wiener Kirchen wurde zu einem Medium für die Präsentation der höfischen Ordnung und der Hierarchie der Adelsgesellschaft zugleich. Raumordnung und ständische Hierarchie überlagerten sich. Am Ende des 18. Jahrhunderts unterband die josephinische Neugestaltung des Begräbniswesens die weitere Nutzung dieses Mediums. Dies bedeutete nicht nur einen Verlust an Artikulationsmöglichkeiten, sondern machte auch sichtbar, dass soziale Strukturbildung und symbolische Ordnung sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts ohnehin bereits beträchtlich auseinander entwickelt hatten. Wie es scheint, konnten Hof und Adel jetzt auf die steinerne Topographie verzichten, weil politische Macht nicht mehr ausschließlich in der Interaktion einer Oberschicht realisiert wurde, sondern sich selbst zu einem Handlungszusammenhang eigener Rationalität integrierte. Dieser Verlauf macht das Zusammenspiel von medialer und struktureller gesellschaftlicher Veränderung im Wandel symbolischer Repräsentationen sichtbar. Der Vergleich adeliger Bestattungspraxis in Niederösterreich, Ungarn, Preußen und Rom kann die Signifikanz der

Wiener Konstellation erfassen.

Veranstungsablauf - 27. und 28. Oktober 2000

Begrüßung

Prof. Dr. Rudolf Schlögl, Sprecher des SFB 485

Prof. Dr. Bernhard Giesen, Leiter der Fachgruppe Geschichte und Soziologie

Vorträge

I: RAUM UND ERINNERUNG

[Rudolf Schlögl](#): Hof als Kommunikationsraum

[Uwe Dörk](#) und [Marcus Sandl](#): Raum, Zeit und Erinnerung

Peter Noller: Zur Konstruktion von Raum (ausgefallen)

II: MEDIEN DER MEMORIA UND KOMMUNIKATION

[Renate Kohn](#): Das neuzeitliche Grabdenkmal im städtischen Raum - ein Spiegel der sozialen Wirklichkeit?

[Susanne Claudine Pils](#): Stadt und Raumwahrnehmung. Wien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

[Ingeborg Schemper](#): Grabmäler - Denkmäler. Zur Inszenierung der Memoria im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel einiger nicht ausgeführter Projekte (Sinzendorf, Metternich, Schwarzenberg)

[Kay Junge](#): Kommunikation und Kommunikabilität

III: HERRSCHAFTSSTRUKTUREN UND ADELIGE BESTATTUNG

[Mark Hengerer](#): Herrschaft, Raum, Symbole. Adelige Bestattung in Wien 1550-1850

[Andreas Zajic](#): Die Lebenden und die Toten. "Familiendenken" und adelige Bestattung in Niederösterreich im 16. und 17. Jahrhundert

[Géza Pálffy](#): Politische versus symbolische Integration des ungarischen Adels in Wien im 16. und 17. Jahrhundert

[Ewald Frie](#): Wohin gehört der Adel? Zum Bestattungsverhalten der brandenburgischen Nobilität im 18. Jahrhundert

[Martin Papenheim](#): Bestattung in der Metropole. Rom in der Frühen Neuzeit

IV: ABSCHLUSSDISKUSSION

Referenten und Gäste

I. Referenten, Referate

Uwe Dörk, M.A., Konstanz
Dr. Ewald Frie, Essen
Mark Hengerer, M.A., Konstanz
Dr. Kay Junge, Konstanz
Dr. Renate Kohn, Wien
Dr. Peter Noller, Frankfurt
Dr. Géza Pálffy, Budapest
Prof. Dr. Martin Papenheim, Düsseldorf
Dr. Susanne Claudine Pils, Wien
Dr. Markus Sandl, Konstanz
Dr. Ingeborg Schemper, Wien
Prof. Dr. Rudolf Schlögl, Konstanz
Andreas Zajic, M.A., Wien

II. Auswärtige angemeldete Gäste

Alexander Otto, M.A., Freiburg
Dr. Jaroslava Hausenblasová, Prag
Dr. Zdenek Hojda, Prag
PD Dr. Gudrun Gersmann, München
DDr. Jan Niederkorn, Wien
Dr. Jiri Rohacek, Prag
Claudia Wagner, M.A., Halle

Referate und Diskussionen

I: RAUM UND ERINNERUNG

RUDOLF SCHLÖGL, Hof als Kommunikationsraum

Rudolf Schlögl erörterte zunächst die Forschungslage zum Hof, welche mit dem Forschungsproblem Staatlichkeit nur schlecht vermittelbar sei. Dabei verwies er auf die unglückliche Rezeption von Norbert Elias "Höfischer Gesellschaft". Mit der einseitigen Betonung des Hofes als bewussten Instruments der Herrschaft (Krüedener, Ehalt) habe sich die Hofforschung vorschnell vom Absolutismusbegriff abhängig gemacht. Mit dessen Niedergang (Henshall) sei auch der Ort des Hofes neu zu finden. Die Forschung zur Semantik höfischer Kommunikation in der Germanistik (Höflichkeitsdiskurs) reagiere auf diese Situation noch nicht, obwohl im Begriff der Interaktion eine Schnittmenge erkennbar sei. Vor diesem Hintergrund solle in dem Referat erörtert werden, wie beide Problemfelder zusammengeführt werden könnten. In drei Schritten wolle

er sich dem annähern:

I. Höfische Kommunikation,

II. Bedingungen von Staatlichkeit,

III. Anforderungen an den Kommunikationsraum Hof.

I. Höfische Kommunikation: Castiglione entwerfe in seinem Buch vom Höfling das Ideal eines Ritteradels, der als Berater des Fürsten die Tyrannis verhindere. Den Ritter müsse spielerische Anmut kennzeichnen, welche gefalle und damit die Zuneigung des Fürsten erlange. Dann sei es im Gespräch möglich, Einfluss zu nehmen. Die spielerische Inszenierung höfischen Verhaltens solle vergessen lassen, dass es in der Interaktion um Nähe als Ziel, um die Etablierung eines Interaktionszusammenhanges gehe. Hierarchisierung sage in diesem Zusammenhang über Qualität nichts aus, da sie am Alter der Familien anknüpfe; in der kompetitiven Interaktion am Hof realisiere sich Gesellschaft als eigener sozialer Zusammenhang, in dem nur Interaktion auch die Schicht repräsentiere. Ganz anders verhalte es sich in Spanien, in welchem Karl V. mittels des Zeremoniells Distanz schaffe und damit der Interaktion des Hofes ausweiche.

II. Bedingungen von Staatlichkeit: Mit Geld und Bürokratie hätten den Fürsten Machtmittel zur Gewährleistung von Herrschaft zur Verfügung gestanden, die zunächst durch den Adel zur Verfügung gestellt wurden. Im Nobilitierungsrecht jedoch habe die Definitionshoheit über die Adelsqualität hinsichtlich der Schicht und der internen Hierarchie gelegen. Den Höfen sei in Anbetracht der Fluktuationen der Adelsgesellschaft die Funktion einer Transformationsmaschine zugekommen, welche Anwesenheit in Macht verwandelt habe. Der Hof habe damit die Adelsgesellschaft geformt und internen Konkurrenzkampf an sich gezogen.

III. Anforderungen an den Kommunikationsraum Hof: Interaktion als Kommunikation unter Anwesenden sei unter diesen Voraussetzungen arg strapaziert worden. Diese Form der Kommunikation sei wegen der Abhängigkeit von Themen und Anwesenheit nur wenig geeignet, dauerhaft Normen zu etablieren. Vor allem sei es kaum möglich, offenen Widerspruch mitzuteilen, da damit die Gefahr einhergehe, dass der Interaktionszusammenhang dauerhaft zerstört werde. In der Gestaltung der Höfe sei der Versuch zu sehen, Integrations- und Transformationsleistungen trotzdem zu erbringen. Interaktion sei so durch Kunstgriffe mit der höfischen Hierarchie in Einklang gebracht worden. Dem habe besonders die Hierarchisierung von Rechten (Zuteilung von Interaktionschancen) sowie ein geformtes Ritual gedient.

Raum in seiner Ausdehnung und inneren Gliederung sei zu einem Hauptproblem geworden, da er Distanz und Relationen,

Vergemeinschaftung und Hierarchisierung zum Ausdruck bringen musste. Mehrstellige Hierarchisierung (Amt, Stand, Rang, Anciennität) unter den Bedingungen von Gleichzeitigkeit und Anwesenheit sei in der Lage gewesen, hohe Komplexität zum Ausdruck zu bringen. Die architektonische Gliederung höfischer Räume im 17. Jahrhundert habe den Kommunikationsraum strukturiert und den Fürsten in seinem Arcanum aus der höfischen Interaktion herausgehoben. Raum sei für die Hofgesellschaft zum knappen Gut geworden und habe wenig Freiräume gelassen. Die Bilder seien zu einem gewissen Zeitpunkt beschrieben gewesen, die Endlichkeit des Mediums habe zu einem größeren Erinnerungsvermögen gedrängt. Von daher habe es nahe gelegen, die Residenzstadt einzubeziehen.

Diskussion zu RUDOLF SCHLÖGL, Hof als Kommunikationsraum

Die Diskussion wandte sich zunächst verschiedenen Typen der Kommunikation zu. Verglichen wurde die sozial und zeitlich ortlose Kommunikation der Wissenschaft mit der des Adels, welche das Wissen um soziale Verortung etwa in der Familie stets mittransportiere. Auch davon gäbe es in anderen Gesellschaften Abweichungen, so im Amtadel Chinas, der in der Interaktion den Familienbezug ausblende oder an Höfen afrikanischer Königreiche, in denen die Dynastie weit stärker in die Interaktion eingebunden sei.

Die mittels des Zeremoniells durchgesetzte Exklusion des Fürsten aus der Interaktion des Adels trage im europäischen Kontext gleichwohl zur Sicherung des Zugriffs auf Adelsressourcen bei. Es sei beachtlich, dass darin ein Übergangsphänomen liege, der Adel werde bald darauf immer weniger wichtig und durch den Zugriff durch bürokratische Hierarchien ersetzt.

Eingehend wurden die Sonderbedingungen der Interaktion am Hof diskutiert. Als besonders bedeutend wurde hier der Umstand erachtet, dass Interaktion in der Oberschicht ohne Negation auskommen müsse. Diese sei in Über- und Unterordnungsverhältnissen selbst nach unten kaum direkt kommunizierbar. Der Hof diene vielmehr als Clearingstelle, bei der man erfahren könne, was ohne Negationsgefahr thematisiert werden könne. Die Folgen von Ablehnung in Interaktion könnten in der Oberschichteninteraktion kaum anders als durch Bloßstellung und damit Interaktionsabbruch bearbeitet werden. Negation würde so durch Beratung oder Familien abgefangen oder aber auf den Schriftverkehr in der Sonderform Akte oder als Vertröstung in die Zeit verlegt. Der bereits von Castiglione erörterte Unterschied zwischen Rede und Schriftverkehr werde hier verständlicher.

Eingehend diskutiert wurde auch die Semiotisierung von Räumen, vor allem deren Strukturierung nach Interaktionspartnern. Gefragt wurde

dabei besonders nach politischen Räumen außerhalb des Hofes und deren Strukturen. Dass Stände und Bürokratien jedoch teilweise alternative Kommunikationsräume und -modelle entwickelten, konnte nur angedeutet werden. Nochmalig wurde in diesem Zusammenhang der Absolutismusbegriff kritisiert, der solche Unterschiede verdeckte.

MARKUS SANDL, Raum, Zeit und Erinnerung I

(Autor: Marcus Sandl)

Der Vortrag behandelte das Verhältnis von Raum, Zeit und Erinnerung unter einem geschichtstheoretischen Aspekt. Ausgangspunkt war die Feststellung, dass Geschichte als methodisch betriebene Wissenschaft sowohl mit Zeit als auch mit Raum zu tun habe. Im Gegensatz zum Raum, der vor allem als Gegenstand resp. Kriterium der Gegenstandskonstitution historiographischer Untersuchungen fungiert, besitzt die Zeit allerdings eine wissenschaftstheoretische Funktion. Sie ist nicht Gegenstand des historiographischen Interesses. Im Gegenteil: "Historical research was 'emancipated' from the idea that time itself is significant for historical events", wie Gabriel Motzkin zu Recht feststellte. Es sind vielmehr die historischen Ereignisse und ihre ursächlichen Zusammenhänge, die die Geschichtsschreibung zu ihrem Gegenstand gemacht hat. Um diesen Gegenstand etablieren zu können, bedient sich die Geschichtswissenschaft allerdings der Zeit. Mit ihrer Hilfe stellt sie die Distanz zur Vergangenheit her, die notwendig ist, um wissenschaftliche Erklärungsverfahren anzuwenden.

Dass die Zeit das erkenntnisorganisierende Prinzip der Geschichtsschreibung ist, sei, so wurde weiter argumentiert, keineswegs notwendigerweise so. Auch eine ganz andere, nämlich räumliche Organisationsform des Wissens von der Vergangenheit ist, wie ein Blick in die Geschichte der Geschichtsschreibung verdeutlichen sollte, vorstellbar. Bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Frage des erkenntnisorganisierenden Prinzips noch nicht entschieden. Es gab unterschiedliche Alternativen, die durchaus kontrovers diskutiert wurden. Am Beispiel des sogenannten ‚Griechenstreits‘ zwischen Johann Joachim Winckelmann und Giovanni Battista Piranesi wurde dieser Zusammenhang kurz erläutert. Während Winckelmann durch eine konsequente Verzeitlichung des Untersuchungsgegenstandes die Distanz schaffte, die es ermöglichte, harte wissenschaftliche Tatsachen auf methodisch-systematische Weise zu erzeugen, entwarf Piranesi eine Topographie der römischen Gegenwart Roms und schuf mit künstlerischen Mitteln eine römische Erinnerungslandschaft. Er griff damit auf eine Tradition zurück, an deren Beginn die antike ars memorativa stand. Die Tradition, Gedächtnis in den Kategorien von 'imagines' und 'loci' zu entwerfen, wurde im Mittelalter bewahrt und in der Renaissance - wie u.a. die 'Loci communes' Philipp Melanchthons zeigen -

zu einem Grundbaustein früher hermeneutischer Verfahrensweisen.

Nach der in den letzten zweihundert Jahren unbestrittenen Dominanz der Zeit als Prämisse der Geschichtsschreibung, so wurde abschließend ausgeführt, werden in den letzten Jahren mit Hilfe des Erinnerungsbegriffs Konzeptionen entwickelt, die deutliche Parallelen zu den skizzierten Wissensordnungen aufweisen. Verwiesen wurde in diesem Zusammenhang auf das Projekt der 'lieux de mémoire' von Pierre Nora, deren Ziel es ganz in der Tradition der antiken Gedächtniskunst ist, an "die Stelle einer allgemeinen, thematischen, chronologischen oder linearen Untersuchung ... eine in die Tiefe gehende Analyse der 'Orte' (...) zu setzen, in denen sich das Gedächtnis der Nation Frankreich in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert hat". Eine mit Hilfe des Raumes entworfene Historie, so das Resümee, scheint wieder denkbar.

UWE DÖRK, Raum, Zeit und Erinnerung II (Autor: Uwe Dörk)

I: Einleitung: Wer sich mit der Kulturgeschichte, i.e. mit dem Symbolsystem/-haushalt von Gesellschaften im Zusammenhang mit dem Thema Gedächtnis und Erinnerung auseinandersetzt, beschäftigt sich gewissermaßen mit "Alternativveranstaltungen" zur Geschichtsschreibung - von den topischen Modellen der Ars memorativa angefangen, über Genealogie bis hin zum Totengedenken. Was am meisten an diesen Gattungen im Kontrast zur Historiographie auffällt, betrifft, wie schon von Markus Sandl dargelegt, den unterschiedlichen Anteil des Faktors "Raum" für die Variable Erinnerung. Es kommt daher nicht von ungefähr, wenn man sich erneut mit der Bedeutung der Dimensionen Raum und Zeit in der Geschichtsschreibung befasst und sie erneut für bestimmungswürdig hält.

II. Vom Primat der Zeit in der Geschichtsschreibung: Historiographie erschöpfte sich bisher im Kern im Schreiben über Vergangenes - dass sie dies für die Gegenwart macht, soll hierdurch keineswegs geleugnet werden. Ein Historiker beschreibt und erklärt also Dinge, die vor ihm existierten bzw. entstanden; gemäß der ihm gegebenen sprachlichen Möglichkeiten prozessiert er die Fragen: Wer oder was, wo, wie, warum über den generalisierten Nenner der zeitlichen Ordnung eines Vorhers und Nachhers. In der historischen Darstellung regiert das Primat der Zeit über Gegenstand und Ort, um die sich jeweils andere Spezialdisziplinen kümmern, wie etwa die Geographie. Schon für den zu recht als "pater historiae" bezeichneten Herodot - im Unterschied zu Homer, der seine Leser eben nicht über vergangene Zeiten belehren wollte - bestand Historie vom Anspruch her in der getreulichen Wiedergabe und zugleich Konservierung des verarbeiteten Vergangenen. Das Erlebnis der Perserkriege, das Nachdenken über die hierdurch eingetretene Zäsur ist

Ausgangspunkt des Werks und wurde konstituierend für die Gattung der Historiographie. Dabei werden die Städte, Reiche, Ethnien und Völker entlang der zeitlichen Dimension abgehandelt. Ereignisse werden in der Historiographie als räumliche Erscheinungen nach dem Raster der zeitlichen Ordnung präsentiert, selbst die Geschichte der Zeit - bzw. Zeitauffassungen des Menschen - wird als Zeit in der Zeit bzw. "Zeit in der Geschichte" (Dux) beschrieben.

Man mag jedoch mit Verweis auf Koselleck widersprechen, dass das Verhältnis der Frühen Neuzeit zur Geschichte noch nicht historisiert, mithin die Differenz Vergangenheit/Gegenwart in dieser Form nicht gegeben war. Das mag in gewisser Weise richtig sein, aber, um die hier vertretene These vorwegzunehmen, historisches Erzählen bleibt dennoch an die perspektivische Differenz eines Vorhers und Nachhers gebunden, die allerdings nicht mit der Trennung von Vergangenheit / Gegenwart identisch ist, da sie noch nichts über die Historizität oder Gleichzeitigkeit der erinnerten Vergangenheit aussagt: Während bis in die Frühe Neuzeit hinein Gesellschaft(en) ihre Identität mit Hilfe der historischen Erinnerung durch Identifikation und Betonung der Gleichzeitigkeit mit der Vergangenheit definierte, pflegt die Moderne ihre Identitätsbestimmung nicht zuletzt durch den Rückgriff auf die wissenschaftliche Geschichtsschreibung wesentlich eher durch Betonen der eigenen Differenz von Vergangenen. Das bekannte Beispiel des Historienbildes der Alexanderschlacht von Albrecht Altdorfer mag dies illustrieren: Die hier abgebildete Schlacht präsentiert uns der Maler, wie Reinhard Koselleck gezeigt hat, als zeitgenössisches militärisches Ringen zwischen den kaiserlich-christlichen Truppen Maximilians, der sich hier in seiner Funktion als "defensor ecclesiae" und somit als Katechon des Antichristen bewährt. Während gemäß der zeitgenössischen Perspektive Altdorfers Alexander der Große mit dem Sieg über die Perser welthistorisch betrachtet die Herrschaft des dritten Reichs einleitete, sorgte parallel hierzu Kaiser Maximilian dafür, dass dieses Reich nicht in der Apokalypse endete. Stellen wir nun dieser historischen Darstellung Altdorfers die Interpretation Kosellecks gegenüber, so wird deutlich, dass nicht mehr historische Identifikation als legitimer Modus wissenschaftlichen Erinnerns gilt, sondern Differenz. Die Alexanderschlacht wird auf das Jahr 333 datiert, erscheint also historisch relativ. Sie wäre unter heutigen Bedingungen so nicht möglich und ihre historische, gar welthistorische Bedeutung muss vor dem Horizont einer prinzipiell offenen Zukunft abgewogen werden. Im günstigsten Fall kann ihr eine epochemachende Bedeutung zugeschrieben werden, ohne dass damit ein heilsgeschichtlicher Rang verbunden wäre. Dennoch war auch die historische Relativität der Vergangenheit den Zeiten vor der Renaissance nicht unbemerkt geblieben. So argumentierte schon der Domdekan und Computist Reiner (Borst) in seinem "Computus emendatus" von 1171, dass man, sofern man die exakten Lebensdaten

Christi ermitteln wolle, nicht den gegenwärtig gebräuchlichen christlichen oder den römischen Kalender, sondern den zu dessen Lebzeiten üblichen jüdischen Kalender, auf den altjüdischen also, zurückgreifen müsse. Die Regel war dieser Modus des historisch relativen Erinnerns indes nicht, sondern im wesentlichen nichtintendiertes Ergebnis computistischer Überlegungen vor dem Hintergrund des kirchlichen Kalenderproblems. Die intellektuellen Energien der vormodernen Erinnerungsarbeit manifestierten sich primär in der Herstellung von Gleichzeitigkeit, die der Moderne hingegen in der Schaffung von Differenz. Aber auch für die Moderne gilt die Betonung der historischen Differenz keineswegs durchgängig, sondern ist lediglich im Kontext der wissenschaftlichen Historiographie verpflichtend. Denn schon in der Kunst verhalten sich die Dinge anders, etwa beim Theater: Zu jeder Zeit ist es, sofern gewünscht, möglich, eine modernisierte, an aktuelle Problemlagen orientierte oder gar in die Gegenwart verlegte Fassung des Wilhelm Tell aufzuführen. Aber auch hier gilt: wer eine Geschichte schreibt oder erzählt, muss zwischen dem Vorher und dem Nachher unterscheiden und zwar unabhängig davon, ob sich seine intellektuellen Energien zur Identitätsbestimmung eher auf die Herstellung von Gleichzeitigkeit oder auf Differenz konzentrieren.

Stellen wir aber mit Nora die häretische Frage, was für eine Ordnung des Wissens entsteht, wenn wir gänzlich das Primat der Zeit tilgen und an die Stelle des zeitlichen Vorhers/Nachhers eine räumliche Gliederung setzen. Und: Was wäre damit gewonnen? Wir kommen dieser Frage näher, wenn wir uns an der Funktion orientieren, welche der Raum für die Erinnerung einnimmt, bzw. zeitlich rückblickend einnahm: Bis in die die ramistische Ordnung einer barocken Enzyklopädie gewährleistete das in der Antike entwickelte Konzept der topischen Wissensordnung die Strukturierung einer möglichst großen Stoffmasse - dem Anspruch nach das gesamte Wissen der Welt in der Zeit, dessen mikrokosmische Ordnung auf gleichsam utopische Art und Weise der des Makrokosmos entsprechen musste - unter dem Aspekt seiner Lern-, Memorier- und vor allem rhetorisch-interaktiven Reproduzierbarkeit. Ähnlich stand es mit der bewussten Gestaltung von Räumen, etwa des Kirchenraums, in dem die Erinnerung an die Erlösungstat Gottes, an die Taten der Heiligen usw. lebendig gehalten werden sollte, oder mit der Raumordnung von Friedhöfen und sonstigen Denkmälern (in welchen sozialen Räumen auch immer): Immer handelt, bzw. handelte es sich um den Versuch, die Gegenwart der Vergangenheit im kulturellen Gedächtnis sicherzustellen. Erinnerung, die aufgrund ihrer Bindung an die Kapazität des menschlichen Gehirns in der Tat mit Nora als lebendig bezeichnet werden darf, sollte konserviert werden, um die nachfolgenden Generationen in pädagogischer Absicht auf den normierenden Erfahrungshorizont der Tradition zu verpflichten.

Diese pädagogische und zugleich konservierende Funktion des topischen

Erinnerns, entspricht somit kaum dem differenzorientierten, wie im übrigen auch zukunfts-offenen Modus des historischen Wissens der Geschichtswissenschaft. Ob aber die Gesellschaft auf diese quasi kritische, differenzschaffende Funktion der wissenschaftlichen Historiographie künftig verzichten kann oder will, wird sicher am geringsten durch programmatische Historikeraufsätze entschieden. Auch Pierre Nora hat trotz bester revolutionärer Absichten mit seinem Werk "lieux de mémoire" nicht mehr erreicht als ein weiteres historisches Werk auf den Markt zu bringen. Sein Versuch, an die Stelle der klassisch chronologisch-linearen bzw. thematischen Darstellung den Primat der Topographie des nationalen Gedächtnisses Frankreichs zu setzen, hat sich lediglich in einem nach Orten gegliederten Nachschlagewerk historiographischer Einzelartikel niedergeschlagen.

Entscheidender dürften die Auswirkungen des sich abzeichnenden medialen Wandels sein und die Rolle, welche die Historiographie gegenüber oder innerhalb dieser Veränderung einnehmen wird, wobei das Schicksal des Anhangs "-graphie" eine wahrscheinlich nicht unbedeutende Rolle spielen wird. Welche Folgen die Veränderung des Mediums auf die Inhalte haben wird - ein beliebtes Augurium geisteswissenschaftlicher Weiheträger -, kann kaum vorausgesehen werden. Sicher ist, dass multimediale Techniken in einem weitaus höheren Grad bildhafte und räumliche Darstellungsweisen ermöglichen, wenn nicht gar favorisieren, deren Rückwirkung auf die Strukturen von Wissenszusammenhängen über die Vergangenheit schlicht angenommen werden muss. Im Falle Noras wäre dies sicher nicht von Nachteil gewesen - die topographische Ordnung des französischen Nationalgedächtnisses hätte auf diese Weise zumindest einen wirklich raumhaft-anschaulichen, oder gar erlebnishaften Charakter entwickeln können, weil sie als Einheit von Text, Wort, Film, Photo und diversen synoptischen Darstellungsmitteln (Karten, Atlanten, Wissensbäumen) gestaltbar geworden wäre. Zugleich bestünde indes die Gefahr der Suggestion, des Verzichts auf die kritisch-distanzschaffende Institution der Geschichtswissenschaft und damit einer erneuten nationalen Legendenbildung. Raum als anschaulicher Organisationsmodus des Wissens hat, so scheint es, vor allem in der Wissensvermittlung seine Stärken. Ein Äquivalent zu einer distanzschaffenden, kritisch-historischen Wissensordnung mit seinem immanenten Primat der Zeit ist er nicht, im Zusammenspiel mit ihr allerdings mehr als wünschenswert.

Diskussion zu MARKUS SANDL und UWE DÖRK, Raum, Zeit und Erinnerung

In der Diskussion wurde zunächst die Auffassung bestätigt, dass der Raum sowohl als erkenntnisgenerierendes Medium als auch als Gegenstand der Geschichtsschreibung bislang zu wenig Aufmerksamkeit

auf sich gezogen habe. Dies liege in der Tat auch an dem angedeuteten Wandel gesellschaftlichen Erinnerns. In dem Maße wie es verschriftlicht worden sei, sei Erinnern in erheblichem Maße in den Bereich Wissenschaft gewandert, womit freilich an Stelle der Vergegenwärtigung Distanzierung getreten sei. Vergegenwärtigung sei gegenwärtig dagegen insbesondere im Bereich Kunst - und nicht zufällig in den räumlich strukturierten Anordnungsfolgen von Museen - angesiedelt.

In bezug auf den Raum als erkenntnisgenerierendes Medium wurde zu bedenken gegeben, dass der Umstand, dass Menschen Landbewohner seien, dann eine Bedingung von Geschichte sei, wenn Raum ernsthaft als erkenntnisgenerierendes oder -ordnendes Medium betrachtet werde. Fische etwa müssten Geschichte anders konzipieren.

Bezüglich des Mediums Film entspann sich darauf eine Debatte, inwieweit dieser Zeit beobachte und damit Distanz schaffe oder vergegenwärtigend wirke. Als bedeutsame Kategorien, die eine ambivalente Einordnung begründen könnten, wurden einerseits die schriftähnliche Linearität und andererseits die weitgehend negationsfest gebaute Bildlichkeit herausgearbeitet. So sei zwar Geschichtswissenschaft per definitionem ein traditionszerstörendes Medium, auch wenn sie in filmisch gestaltet sei; Filme mit historischen Gegenständen wie etwa dem Holocaust aber könnten gleichwohl Distanz überwinden und damit den breiten Strom der Memoralliteratur, die sich (wie teilweise auch die Geschichtswissenschaft, etwa in Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie) auch durch die Aufhebung des Vergessens legitimiere, fortsetzen.

Ambivalent blieb auch die Beurteilung Noras. Dass der Begriff Nation als Grundlage des Werks den Raum vorstrukturiere, ohne dies zu reflektieren, sei der blinde Fleck des Unternehmens, das es denn auch nicht geschafft habe, Raum tatsächlich zu einem ordnenden Prinzip zu machen. Zudem fehle es auch an einer kausal-analytischen Verknüpfung verschiedener Zeitebenen.

II: MEDIEN DER MEMORIA UND KOMMUNIKATION

RENATE KOHN, *Das neuzeitliche Grabdenkmal im städtischen Raum - ein Spiegel der sozialen Wirklichkeit?*

In ihrem Beitrag ging Frau Kohn für den Wiener Grabdenkmalsbestand (anhand der Bestände des Codex Gartenschmid und des Codex Trautson) drei Fragestellungen nach:

- I. Typen des Grabdenkmals,
- II. Bestandteile des Totengedenkens und soziale Schicht,
- III. Grabdenkmal als objektiver oder subjektiver Gradmesser für soziale Schichtung.

I. Typen des Grabdenkmals: Frau Kohn unterschied zehn Typen des Grabdenkmals.

1. Grabplatte als Platte, die ein Grab abdecke, und die häufig etwa mit Wappen oder Kelch geziert sei.
2. Gruftplatte als Platte, welche einen Gruftschacht abdecke und Hebevorrichtungen aufweise.
3. Kleine Platte im Pflaster als Bezeichnung, nicht aber Bedeckung eines Grabes.
4. Totenschild, ein Schild mit Wappen und Umschrift, der ein anderes Denkmal voraussetze, das ein Epitaph ersetze oder zusätzlich hinzukomme.
5. Epitaphien als an der Wand befestigte Denkmäler, die in keinem direkten Zusammenhang mit der Grabstätte stünden und die ein zweites Denkmal Vor-Außerzeten (Grabstättenbezeichnung). Nach einer engen Definition zeige das Epitaph den Adoranten und eine Inschrift mit Todesvermerk, nach weiteren Definitionen kämen andere Elemente hinzu oder würden andere ersetzen, so etwa könne ein Wappen anstelle der Andachtsabbildung vorkommen. Im 17. und 18. Jahrhundert sei die Entsakralisierung des Epitaphs und ein Bedeutungszuwachs bei den Inschriften zu vermerken.
6. Schmucklose Platte
7. Wandfüllendes Denkmal
8. Lebensbild, das aus der figuralen Grabplatte heraus entwickelt wurde, die den Verstorbenen als Schlafenden dargestellt hatte, nun aber als Tätigen abbilde.
9. Rittergrabdenkmäler
10. Grabstein, der, einzeln aufrecht stehend, ein Erdgrab bezeichne.

II. Bestandteile des Totengedenkens und soziale Identität: Im zweiten Teil ihres Referates erörterte Frau Kohn den Zusammenhang zwischen Grabdenkmal und sozialer Schichtung. Verschiedene Bestandteile des Grabdenkmals (Standort, Typ, Ausführung, Inhalt des Bildes, Inhalt des Textes) könnten als Indikatoren dienen.

Der Standort sei wegen der verlustbedingt nur punktuellen Überlieferung und der Möglichkeit des Ortswechsels von Grabdenkmälern überaus problematisch. Hinsichtlich der Typen sei die Abhängigkeit von der Finanzkraft der Erbauer ausschlaggebend, allein der Totenschild sei lediglich dem Adel vorbehalten gewesen. Bei der Ausführung zeigten sich insgesamt nur wenige standesspezifische Unterschiede, während das Epitaph dem Standesbewusstsein am nachdrücklichsten Ausdruck verleihe. Aber auch hier machten nur sehr große Epitaphien Unterschiede zwischen den Schichten deutlich sichtbar. Der Inhalt der Bilder mache zwar mittels der Heraldik soziale Zuordnung sichtbar, differenziere aber mit Andachtsbild und Porträts nur schwach. Der einheitliche Kanon sei

dafür stark. Der Inhalt des Textes differenziere vor allem vermittelt der Epitheta. In einer detaillierten Analyse zeigten sich überraschende schichtmäßige Übereinstimmungen, und nur "Herr Herr" bzw. "Frau Frau" seien Spezifika des Hochadels. So konnte ein Forstmeisterepitaph ein Rittergrabdenkmal trefflich imitieren. Als Ergebnis hielt Frau Kohn fest, dass der soziale Status mittels der Anschauung des Grabdenkmals auf den ersten Blick ohne weiteres nicht ein-flach festzustellen sei.

III. Grabdenkmal als objektiver oder subjektiver Gradmesser für

soziale Schichtung: Im dritten Teil stellte Frau Kohn die Frage nach der Objektivität der Elemente der (Selbst-)Zuschreibung von Schichtzugehörigkeit. Bei der Diskussion der Elemente (Inchrift, Berufsangabe, Titel, Wappen, Ahnenprobe, Kleidung, Größe) kam sie zu dem Ergebnis, dass bei Amt und Titel nicht selten mit falschen Angaben der Realität nachgeholfen wurde. Emporkömmlinge hätten sich häufig besonderen Prunkes bedient. Vor allem an den Epitaphien zeige sich, dass Ritterstand und Bürgertum einander in der Ausgestaltung der Grabdenkmäler immer näher gekommen seien.

Diskussion zu RENATE KOHN, Das neuzeitliche Grabdenkmal im städtischen Raum - ein Spiegel der sozialen Wirklichkeit?

In der Diskussion wurde zunächst die Frage aufgeworfen und diskutiert, auf welchen Ebenen das von der Referentin gekennzeichnete chaotische Nebeneinander der vielen verschiedenen Räume, Bedeutungen, Stände, Ordnungsmodelle Strukturen freilegbar sei. Wesentlich scheint hierfür insbesondere die Perspektive der verschiedenen Familien gewesen zu sein, die sich für Monumenterrichtungen entschieden hätten. Es wurde freilich deutlich, dass das Phänomen äußerst heterogene Sinnstiftungen (individuelle, familiale, höfisch-hierarchische, theologische, stadträumliche etc.) zulasse. Deren Verhältnis zueinander offenzulegen, könne eines der weiteren Forschungsanliegen sein.

Verdeutlicht wurde der Umstand, dass Räume immer neu überschrieben wurden. Daraus lasse sich - mittels einer Untersuchung der Überlieferungsfiler - eine Gegenserie zur Einrichtung von Monumenten erstellen. Die Systematik der Verlustgeschichte sei eigens zu ergründen und dann in Relation zur Überlieferungsgeschichte zu setzen. Frau Dr. Kohn verwies unter Hinweis auf St. Stefan v.a. auf die Filter der 1560er und 1570er Jahre, die Barockisierung, den Friedhofsverlust, die 1850er Jahre und schließlich auf Kriegsschäden und Wiederaufbau.

SUSANNE CLAUDINE PILS, Stadt und Raumwahrnehmung. Wien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

In ihrem Beitrag betonte die Referentin zunächst den Wandel in der Wahrnehmung der Ordnung Wiens zwischen spätem Mittelalter und

Früher Neuzeit. Habe im späten Mittelalter noch der Stephansdom im Zentrum der Aufmerksamkeit gestanden, hätten mit der dauerhaften Niederlassung der Dynastie in der Residenz diesbezüglich Hof und Hofburg den ersten Platz eingenommen. Der Herrscher sei in der Außenwahrnehmung die wichtigste Sehenswürdigkeit Wiens geworden, die Stadt habe nunmehr als Kulisse gedient. Zugleich habe sich auch die Rang- bzw. Reihenfolge der Kirchen in den Darstellungen der Stadt verändert. Dabei sei die alte an sakralen Kriterien ausgerichtete Ordnung durch eine an der höfischen Nutzung der Kirchen orientierte Reihung ersetzt worden. Dadurch, dass der Hof sich v.a. im 17. Jahrhundert als frommer Hof profiliert habe, seien Teile des Hofes bei den Kirchen- und Klosterbesuchen des Kaisers stets zugegen gewesen.

Eine Analyse der "Tagzettel" der Johanna Theresia Gräfin Harrach habe hinsichtlich der Kirchenbesuche ergeben, dass diese die Augustinerkirche - die Hofkirche - am häufigsten besuchte, gefolgt von der Minoritenkirche, sodann der Michaelerkirche und der Schottenkirche. In diesen Kirchen habe sie vor allem Totenmessen beigewohnt und gebetet - aber auch andere Adelige getroffen -, während die Beichte in ihrem Hause abgenommen worden sei. In der Fastenzeit habe sie aufgrund der Teilnahme an den Besuchen des Kaisers in den verschiedenen Konventen nahezu alle Wiener Kirchen wenigstens einmal im Jahr besucht. Sie hatte zwar selbst kein Hofamt inne, war als Mitglied einer bei Hof wohletablierten hochadeligen Familie und als Gattin des kaiserlichen Botschafters am spanischen Hof, den sie mit den "Tagzetteln" von den Ereignissen in Wien um 1660 unterrichtete, aber gut informiert und dürfe auch als repräsentativ für das Kirchenbesuchsverhalten des Hochadels gelten.

Diskussion zu SUSANNE CLAUDINE PILS, Stadt und Raumwahrnehmung. Wien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Diskutiert wurde zunächst das Problem des Hofes als zentralen Ortes der Inter-Faktion in der Oberschicht und im Spannungsfeld zwischen Hofburg, Adelssitzen in der Residenz und weiteren Foren wie den Ständen oder regionalen Adelssitzen differenziert. Im Wien der Mitte des 17. Jahrhunderts sei es charakteristisch, dass die Hofburg das wichtigste Zentrum der Interaktion gewesen sei und Konkurrenz zwischen einzelnen Adelssitzen nicht greifbar sei. Eigenständigere Kommunikationsnetze hätten sich dagegen vielmehr über kleine, v.a. familienbasierte Zirkel gebildet, jedoch auch diese hätten auf Einspeisung in höfische Einflusstrukturen abgezielt. Diskutiert wurde auch das Problem der Antecamera und deren im Tageslauf stark schwankende Nutzung durch den Adel.

Problematisiert wurde die Frage, ob durch die Nutzung von Kutschen, Sänften etc. die Metrik des Raumes zerstört worden sei und wie

gegebenenfalls die mentalen Bilder des Adels vom Raum darauf reagiert hätten. Bedeutsam für diesen Zusammenhang war die Frage nach der Erinnerung an Räume und gewisse einschlägige Fixpunkte. So waren die Aufstellungsorte der Wappen der Familien im Stadtraum offenbar besonders wichtige Bestandteile des Wissens über die Stadt.

Um die Quellenkritik an den Briefen kreiste der Abschluss der Diskussion, die Frage nach den Kriterien für das Mitteilenswerte wurden eingehend diskutiert, ebenso wie die Frage, ob zum Hof eigenständige alternative Sinnangebote wie etwa Religion getreten seien und damit eine Deutung des Raumes von der Hofgesellschaft her zweifelhaft gewesen oder in Konkurrenz zu anderen getreten sei.

INGEBORG SCHEMPER, Grabmäler - Denkmäler. Zur Inszenierung der Memoria im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel einiger nicht ausgeführter Projekte (Sinzendorf, Metternich, Schwarzenberg)

Ingeborg Schemper berichtete in dem reich illustrierten Vortrag über Projekte der Gedächtnisstiftung aus dem frühen 19. Jahrhundert, mittels derer Dritte oder die Bestatteten selbst für die Form der Erinnerung Sorge trugen. Derartige Pläne seien häufig nicht zur Ausführung gelangt, gäben aber Aufschluss über die widerstreitenden Bezüge des Totengedenkens.

Besonders ausführlich ging die Referentin auf Denkmalpläne für Fürst Schwarzenberg ein und machte dabei den Widerstreit zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Nation und Monarchie, Kunst und Kirche, Grabmal und Denkmal deutlich. Für ein Schwarzenberggrabmal auf dem Monarchenhügel, dem prominentesten Ort der Völkerschlacht bei Leipzig wurden früh Pläne vorgelegt, die den Interessen der Familie jedoch zuwiderliefen. Diese ließ den Leichnam nach Wittingau, das Herz aber nach Orlig überführen, wo später, 1860, eine Grabmalkirche entstand. Wurzbach hatte die "biedermeierliche Wohllebensduselei" kritisiert und gefordert, Helden mit Denkmälern in der Öffentlichkeit darzustellen. So kollidierte die Privatheit des Grabdenkmals, das im Park des Familienbesitzes lag, mit einem Anspruch auf Öffentlichkeit. Die nach der Überführung entstandenen Pläne für Leipzig sahen ein Denkmal privaten Charakters vor, dessen Entwurf bei einer Weltausstellung gezeigt wurde. Ein Denkmal für Schwarzenberg entstand in Wien jedoch nach langen Diskussionen erst 1866. Das Denkmal sollte zunächst in einer Kirche aufgestellt werden, wobei die Karlskirche und die Kirche am Hof in Betracht kamen. Dabei sei an die Idee eines Pantheons angeknüpft worden, in welchem der Kirche als Galerie die Funktion eines Pantheon zugesprochen wurde: Anbetung und Denkmal kämen dort zusammen. Der Kaiser aber habe vor dem Hintergrund der Gefährdung der übernationalen Monarchie ein nationales Denkmal nicht gewollt, so dass schließlich ein Reiterdenkmal auf dem heutigen Schwarzenbergplatz aufgestellt wurde.

**Diskussion zu INGEBORG SCHEMPER, Grabmäler - Denkmäler.
Zur Inszenierung der Memoria im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel
einiger nicht ausgeführter Projekte (Sinzendorf, Metternich,
Schwarzenberg)**

In der Diskussion wurde die Ausdifferenzierung verschiedener Bezüge der Memoria und ihr Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung verschiedener Räume erörtert. Die Bezüge zwischen Religion, Privatheit, Politik, Nation, Ständen einerseits und Privatbezirken, Gebäuden und Plätzen in verschiedenen öffentlichen Räumen zeigten unter anderem, dass die Medialität des Erinnerns sowie die verschiedenen Planerdiskurse von hoher Bedeutung waren. So wurde die Frage gestellt, inwiefern das Zeigen von Plänen etwa auf der Weltausstellung funktional äquivalent zum Grab in der Hofkirche sei. Vor allem der Ein-Fluss älterer wie neuer schriftlicher Formen des Erinnerns wie sie in Wißgrills "Schauplatz des niederösterreichischen Adels", in adeligen Hauschroniken oder aber der neuen nationalen Geschichtsschreibung zum Ausdruck kommen, sei weiter zu bedenken. Von hier aus stelle sich nochmals die Frage nach dem Publikum der Memoria.

**KAY JUNGE, Kommunikation und Kommunikabilie: Zur räumlichen
Einbettung von Kommunikation (Autor: Kay Junge)**

I. Einleitung: Die zunächst sicherlich ein wenig ideosynkratisch anmutende Unterscheidung von Kommunikation und Kommunikabilie geht auf Heinz von Foerster zurück und soll hier dazu dienen, die räumliche Einbettung sozialer Kommunikation näher zu bestimmen. Mit einer Kommunikabilie ist das je aktuelle physische Substrat von Kommunikation gemeint. Es ist also weder die Kommunikation selbst, noch das jeweils genutzte Kommunikationsmedium oder die Infrastruktur des kommunikativen Geschehens gemeint. Es geht also nicht um den durch Rede und Gegenrede etablierten Sinnkomplex, nicht um den Informationsgehalt von bestimmten Beiträgen oder die Mitteilungsabsichten und Verstehensleistungen der an ihr beteiligten Menschen, aber es geht auch nicht um die jeweils genutzte Infrastruktur, also gewissermaßen das "Kanalsystem", über das die jeweilige Kommunikation läuft. Der Begriff Kommunikabilie bezeichnet vielmehr allein den jeweils aktuellen physischen Träger des Geschehens. Er bezeichnet beispielsweise die Schallwellen, nicht aber das Gespräch selbst oder eine bestimmte Sprache. Er bezeichnet den Brief, aber nicht die Liebesbeziehung, die sich in ihm dokumentieren mag und auch nicht das Transportwesen der Post. Er bezeichnet das konkrete Geldstück, nicht aber die Institution des Taschengeldes oder das jeweilige Währungssystem.

Mit Hilfe dieser Unterscheidung möchte ich zwei Raumkonzepte

gegeneinander profilieren, die mit der sozialen Nutzung bestimmter technischer und sozialer Kommunikationsmedien zunehmend deutlicher auseinander zu treten scheinen. Das erste Raumkonzept folgt dem Paradigma des Behälters, das zweite dem des Netzwerkes. (Geklärt werden müsste aber vor allem noch die Frage, ob es sich hier wirklich um zwei alternative Raumbegriffe handelt oder ob man dem Behälterparadigma den Vorrang geben muss, denn anschaulich lassen sich auch Netzwerke nur als selektive Verknüpfungen von Raumstellen, als eine bestimmte Lagerungsqualität innerhalb eines Behälterraumes denken.)

Um den Erkenntnisgewinn zu verdeutlichen, der sich aus der Applikation der im Titel genannten Unterscheidung und der mit ihrer Hilfe begründeten Differenzierung zweier Raumkonzepte ergeben könnte, möchte ich im nächsten Abschnitt zunächst auf den sogenannten "planimetrischen Irrtum" eingehen, dem die Soziologie zu weiten Teilen im letzten Jahrhundert erlag, indem sie dem Behälterparadigma noch gewissermaßen naiv folgte. Im dann folgenden Abschnitt soll auf das Verhältnis von Text und Kontext eingegangen werden, um sichtbar zu machen, inwiefern die räumliche Verortung eines sozialen Systems soziologisch nicht angemessen als ein externer Parameter des sozialen Geschehens begriffen werden kann, sondern von Innen her, vom Text der Kommunikation her erschlossen werden muss. Sodann soll noch einmal in einem eigenen Abschnitt die Unterscheidung von Kommunikation und Kommunikabilität aufgegriffen werden, um schließlich im letzten Abschnitt einsichtig machen zu können, dass die Summe der interaktionsfreien oder über dritte vermittelten Kommunikationen, wie sie - medienbedingt - heute zunehmend unseren Alltag bestimmt keinesfalls den gleichen raum-zeitlichen Sachzwängen unterliegt wie die mündliche Kommunikation unter Anwesenden.

II. Der planimetrische Irrtum: Nicht allen Gegenständen kommt Farbe und Gewicht zu, aber Dauer und Ausdehnung scheinen Kategorien, die immer irgendwie impliziert sind, wenn wir uns etwas vorstellen oder über etwas sprechen. Auch das soziale Mit- und Gegeneinander gehorcht in gewisser Weise diesen Kategorien. Wer der Einladung zu einem Vortrag folgt, wird kaum bestreiten können, dass Raum und Zeit sozial relevante Kategorien sind, ohne sich in einen performativen Widerspruch zu verwickeln. Kommunikation füllt und konditioniert immer auch Raum und Zeit. Unmittelbar einsichtig lässt sich dies für Interaktionssysteme zeigen. Im *tete-a-tete*, in der Interaktion koinzidieren Präsenz und Präsenz, hier und jetzt, Anwesenheit und Gegenwärtigkeit. Dies liegt vor allem, aber nicht allein daran, dass im Falle der Kommunikation unter Anwesenden der Wahrnehmungsraum der Teilnehmer das kommunikative Geschehen umgreift und umgekehrt die im Medium der Mündlichkeit implementierte Kommunikabilität diesen Raum gewissermaßen lückenlos

füllt.

Die Implementation einer Mitteilung im Medium der Mündlichkeit schließt es aus, dass gleichzeitig mehrere Sprecher verstanden werden können. Es kann immer nur einer der Anwesenden das Wort ergreifen und verstanden werden, also den Raum für sich reklamieren. Wie sollte es auch anders sein, könnte man fragen? Man erfährt es, wenn man beispielsweise ein Treffen (hörgeschädigter und deshalb) gebärdender Menschen aufsucht. Insoweit sich die jeweils anwesenden Menschen der Gebärdensprache bedienen, sind verschiedene Interaktionen im selben Raum gleichzeitig möglich ohne einander zu stören. Wer gebärdet oder sich mimisch mitteilt, aber natürlich auch, wer nur sehr leise einem bestimmten anderen zuflüstert, der stellt sich nicht notwendig ins Zentrum der Aufmerksamkeit aller Anwesenden und schließt durch die Wahl einer Mitteilung nicht automatisch aus, dass auch gleichzeitig andere Anwesende sich einander etwas mitteilen können. Es ist vor allem die mündliche Kommunikation die raumfüllend wirkt, denn wir können zwar wegsehen, aber eben nur sehr schwer weghören.

Was für die vorrangig mündliche Interaktion unter Anwesenden in zuweilen aufdringlicher Weise gilt, lässt sich aber nur schwerlich auf soziale Makrogebilde, auf Großinstitutionen und Gesellschaften übertragen. Emerich Francis hat die geographische Projektion sozialer Einheiten, wie sie vor allem von politischen Landkarten suggeriert wird, als einen planimetrischen Irrtum bezeichnet. Es handelt sich um einen Irrtum vor allem deshalb, weil soziale Großgebilde gerade nicht homogen den Raum füllen, ihre äußeren Grenzen nur selten angemessen kartographisch erfasst werden können und sich ihre vermeintliche Autonomie und Isoliertheit immer wieder als perspektivisch bedingte Illusion (vor allem wohl der sozialanthropologischen Feldforschung und der Nationalgeschichtsschreibung) entpuppt hat. Makrosoziologische Einheiten lassen sich nicht nach dem Modell eines im Medium der Mündlichkeit konstituierten Interaktionssystems begreifen. In deutlichem Kontrast zu Interaktionssystemen lässt sich das gesellschaftliche Geschehen keinesfalls auf ein sinnhaft aufeinander bezogenes Mit- und Gegeneinander reduzieren, es ist vielmehr - und zwar mit wachsender Differenzierung in wachsendem Maße - auch durch Indifferenz und Intransparenz bestimmt: durch ein Aneinander-vorbei-leben und Aus-dem-Weg-gehen-können. Die Gesellschaft ist kein opakes Ganzes, sondern besteht aus hochselektiven, ausgesprochen lückenhaften kommunikativen Verknüpfungen (Burt).

III. Text und Kontext: Aber allein der Verweis auf die enge Verschränkung von Wahrnehmung und Kommunikation, wie sie die Interaktion unter Anwesenden kennzeichnet, vermag jedoch auch die räumliche Einbettung des Interaktionsgeschehen unter der Bedingung der

Anwesenheit nicht hinreichend zu erklären. Die gesellschaftlich vermittelten Sinnbezüge und die dann jeweils aktuell aktivierte Semantik bilden bei der Selbstverortung von Interaktionssystemen ein eigenes Determinantengefüge. Der Raum und auch der durch Wahrnehmung kontrollierbare Nahraum entscheiden keinesfalls von sich aus darüber, wie ein bestimmtes Geschehen von den dabei involvierten Personen sozial definiert wird und von daher dann theoretisch zu begreifen ist. Vielmehr scheint es geradezu umgekehrt: Es muss erst kommunikativ ausgehandelt und bestimmt werden, welche unter den möglichen räumlichen Verortungen relevant ist, falls denn eine solche Verortung überhaupt für das aktuelle Geschehen explizit thematisiert oder verhandelt werden muss. Darüber hinaus entscheidet sich erst in der Kommunikation, wer als anwesend und wer von den anwesenden Individuen möglicherweise als abwesend behandelt wird oder werden kann. (Der Hausmeister, der während der Vorlesung, wie es scheint die Heizung repariert, kann gewöhnlich im kommunikativen Rahmen der Vorlesung selbst als abwesend behandelt werden und wird sich mit dieser Behandlungsweise erfahrungsgemäß auch gekonnt zu arrangieren wissen.) Selbst Interaktionssysteme sind somit keine undurchdringlichen Blöcke, sondern konstituieren sich aufgrund spezifischer, kommunikativ aktivierbarer und modifizierbarer Erwartungsstrukturen. Auch wenn man sich Grenzen anschaulich nur als räumliche Grenzen vorzustellen vermag, wäre eine solche Vorstellung im Fall sozialer Institutionen sachlich wohl falsch (Plessner). Text und Kontext gehorchen hier keiner räumlich ohne weiteres festschreibbaren Unterscheidung von Innen und Außen. Der Text des kommunikativen Geschehens bestimmt vielmehr selbst seinen Kontext (Schegloff).

Gleichzeit aber wird man kaum bestreiten wollen, dass es dabei ungeheuer hilfreich sein kann, wenn sich beispielsweise Türen schließen, Telefone blockieren, oder Störenfriede aus dem Raum verweisen lassen, d.h., wenn sich der Wahrnehmungsraum in einer Weise arrangieren lässt, die der Selbstbeschreibung der Kommunikation und den Absichten der Anwesenden einigermaßen entspricht.

IV. Kommunikation und Kommunikabilität: Schriftliche, und heute verstärkt auch über andere Medien geleitete Kommunikation ermöglicht eine Entfaltung sozialer Strukturen, die viel weniger kompakt als der Erfahrungsraum der Interaktion und der Wahrnehmungshorizont des Einzelnen sind. In einem kleinen Zimmer kann tendenziell immer nur eine Person zur selben Zeit sprechen, andernfalls würden die wechselseitigen Interferenzen schnell zum Abbruch der Kommunikation führen. Briefe beispielsweise aber interferieren nicht miteinander. Sie eignen sich im wörtlichen Sinne für Subversion: Sie erlauben Kommunikation als Überbrückung oder Unterwanderung eines Zwischenraumes, ohne in diesem Zwischenraum als Kommunikation notwendig bemerkt werden zu

müssen. Dort tauchen sie bestenfalls als Material auf, als Kommunikabilie, aber eben nicht als Kommunikation. Im selben geographischen Raum können sich deshalb gleichzeitig ganz unterschiedliche Kommunikationssysteme überlappen und Kommunikabilien bewegen, ohne direkt miteinander zu interferieren.

Während mündliche Kommunikation unter Anwesenden lokal raumfüllend wirkt und immer nur einer reden kann, so dass ein sequenzieller Wechsel der Sprecher zwingend wird, gilt dies für technisch-medial vermittelte Kommunikation keinesfalls. Hier können vielmehr unzählige Beiträge gleichzeitig in einem zwar von Geographen durchmeßbaren, aber sozial fast irrelevanten Raum miteinander selektiv koordiniert werden. Dies gelingt aber vor allem deshalb, weil die räumlichen Distanzen zwischen den Kommunikationsteilnehmern eben nicht, wie im Falle mündlicher Kommunikation, in raumfüllender Weise überbrückt werden. Der Kontakt wird vielmehr über ein eigens dafür geschaffenes Kanalsystem hergestellt und zwischen Mitteilung und Verstehen, zwischen Sender und Empfänger werden lediglich Kommunikabilien hin- und her geschickt. Wenn ein Geldtransporter eine Ortschaft durchfährt, ändert sich nichts am Reichtum der Gemeinde. Hier erweist sich das Behälterparadigma des Raumes mit der ihm eigenen Inklusionslogik dann als irreführend.

V. Orte und Räume: Die kaum zu übersehende räumlich-architektonische Abschottung vieler funktionsspezifisch ausdifferenzierter Kommunikationsbereiche auf lokaler Basis ermöglicht erst deren effektive Einbindung in das viel weiter gespannte, tendenziell globale Kommunikationsnetz der Funktionssysteme. Während gegenüber dem unmittelbaren räumlich-sozialen Umfeld die Isolation wächst und gemauert wird, werden gleichzeitig - gewissermaßen in einer höheren Dimension - neue funktionsspezifische Kontakte geknüpft. Der Entkopplung vom unmittelbaren räumlich-territorialen Umfeld folgt die Umbettung und Einbettung in einen funktionsspezifischen Kontexte (oder auch quer dazu ausgerichteter Klientelnetzwerke und dgl.) (Giddens). Medien, wie Brief, Telefon und e-mail erlauben es, die durch Wände und große Entfernungen voneinander getrennten Örtlichkeiten in einer ganz spezifischen, teilweise auf einzelne Adressaten, teilweise aber auch auf anonyme Märkte zugeschnittenen Weise wieder zu verbinden. Sie stellen aber nicht den kompakten Raum der Wahrnehmung wieder her, sondern etablieren ein vertraktetes Netz, eine Vielzahl heterogener, sich ständig transformierender Kontexturen.

III: HERRSCHAFTSSTRUKTUREN UND ADELIGE BESTATTUNG

MARK HENGERER, Herrschaft, Raum, Symbole. Adelige Bestattung in Wien 1550-1850

Mark Hengerer gab im ersten Teil seines Referates einen Überblick über das Konstanzer DFG-Projekt, im zweiten ging er auf Zusammenhänge zwischen der Konsolidierung der habsburgischen Herrschaft nach 1618 und adeliger Bestattung in Wien im 17. Jahrhundert ein.

I. Das Forschungsprojekt widme sich dem Zusammenhang von sozialer und politischer Ordnung einerseits und der Ordnung der Symbole andererseits am Beispiel der Sepulkral- und Funeralkultur Wiens zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert. Weil Kommunikation ohne Medien nicht auskomme, Gesellschaft und damit Integration sich aber in Kommunikation vollziehe, komme den Medien gesellschaftlicher Kommunikation - auch denen der Memoria - für die Analyse gesellschaftlicher Evolution besondere Bedeutung zu. Der Bestand an Medien der Sepulkralkultur war einem steten Wandel von Gestaltungs-, Erhaltungs- und Ordnungsprinzipien unterworfen, der sich in der Gegenwart selbst auf virtuellen Friedhöfe im Internet weiter fortsetzt. Dieser Wandel im Gebrauch der Symbole vollzog sich im Spannungsfeld von Sozialstruktur und Semantik.

Für das Projekt seien drei Phasen von besonderer Bedeutung. In der ersten Phase, der habsburgischen Herrschaftskonsolidierung im Zuge des Dreißigjährigen Krieges, lasse sich eine Flut von adeligen Gruftstiftungen beobachten. Der neue Hofadel habe mit den Medien der Memoria den Sakralraum Wiens durchdrungen und ihn zu einem Teil der höfisch-aristokratischen Raumordnung gemacht. In der zweiten Phase, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, sei das Problem der übermächtigen Tradition zu lösen gewesen. Anders als in den 1620er und 1630er Jahren habe es keine größeren weißen Flecken mehr in der adeligen Landkarte der innerstädtischen Kirchen gegeben. Bewahrung, Ergänzung, Überschreibung durch alte wie neue Familien stünden nebeneinander. Zugleich wandelten sich die Formen des Grabmonuments. In dieser Situation könnte das schon früher existente, nun jedoch scheinbar beispiellos aufblühende Leichenbegängnis als Element der Funeralkultur auch neue Funktionen erfüllt haben, etwa das Erreichen von Öffentlichkeit. In der dritten Phase, in der Zeit nach dem Verbot der innerstädtischen Bestattung, habe ein einschneidender Normwandel (das Verbot innerstädtischer Bestattung 1784, 1785) eine alte, symbolisch aufgeladene Praxis unterbunden und den Symbolbestand teilweise durch schlichtes Ausräumen vernichtet, ohne dass die Gesellschaftsstruktur ipso tempore einen ähnlich tiefgreifenden Wandel erlebt hätte - dies lasse eine vor allem mediale Verarbeitung des Wandels erwarten. In der Folge habe sich Adel in die angestammten Räume zurückgezogen und auf den Gütern familiale Memoria mittels der Sepulkralkultur - für die Residenz blieben nur mehr Elemente der Funeralkultur - fortgeschrieben. Dabei sei freilich ein tiefgreifender Wandel der Sinnbezüge zutage getreten: Im privat

gehaltenen Grab des Adels werde auch die Ausdifferenzierung des politischen Systems aus der Kommunikation der Oberschicht deutlich.

II. Im zweiten Teil formulierte der Referent drei Thesen:

1. Es bestehe ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Konsolidierung der habsburgischen Herrschaft nach 1618 und der Stiftung adeliger Grablegen in Wien. Nach der Niederwerfung des Adelsaufstandes von 1618 fanden die Habsburger zu einem Herrschaftskompromiss mit einem loyalen Adel, der durch Nobilitation und Vermögenszuwendungen erst zu einem Hoch- und Hofadel wurde. Der Hof blieb aber nicht Point of Contact, sondern stellte seinen Anbindungsmechanismus auf hierarchisierte Mitgliedschaft um, formalisierte damit Kommunikations- und Einflussmöglichkeiten des Adels und erweiterte den eigenen Einflussbereich und Ressourcenzugriff beträchtlich. Stete Präsenz bei Hof war zwar nicht erforderlich, aber vorteilhaft, ließ sich die Wahrung eigener Interesse doch kaum anders als durch Präsenz gewährleisten. Familien waren nunmehr auf Hofämter angewiesen. Der sakrale Raum der Residenz bot die Möglichkeit, erreichte Spitzenpositionen, besondere Verdienste und damit Anwartschaften der Familie dem Vergessen zu entreißen und - für Dynastie und höfische Gesellschaft sichtbar - auf Dauer zu stellen. Vor diesem Hintergrund wurden zwischen 1620 und 1680 annähernd 40 hochadelige Familiengrüfte, in der Regel kombiniert mit einer Kapelle gestiftet. Darunter waren vor allem Inhaber von Spitzenämtern bei Hof. Daneben standen zahlreiche einfache Bestattungen in den Kirchengrüften, teils mit, meist ohne Hinweis im Kirchenraum. So wurden in der Augustinerkirche bis 1740 Mitglieder von etwa 100 adeligen und hoch-adeligen Familien bestattet. Dass dies nicht auf bloße Anwesenheit, d.h. auf den Sterbeort, zurückzuführen ist, belegen zahllose Überführungen. Die Analyse der Einzelbestattungen weist ein sehr differenziertes Spektrum auf und verweist auf die Frage nach den über die bloße Präsenz hinausgehenden Bedingungen des Symbolgebrauchs.

2. Adelige Bestattung in Wien habe sich nicht primär an der sakralen Raumordnung der Stadt, sondern an der des Hofes orientiert, nicht primär ad sanctos, sondern ad aulam wurde bestattet. Das belege die im wesentlichen positive Korrelation zwischen Hofnähe und Stiftungsintensität. Auf die baulich mit dem Hof verbundene Augustinerkirche (Hofkirche), entfielen mit über 10 Gruftstiftungen die meisten Stiftungen zwischen 1620 und 1680; es folgte die der Hofburg gegenüber liegende Michaelerkirche mit etwas unter zehn Grüften, während die übrigen Kirchen weniger als fünf Stiftungen in dieser Zeit aufweisen. Auch die Zeitreihe mache den Trend zur Hofkirche deutlich: Der Peak in der Stiftungsaktivität in den 1630er und 1640er Jahren und damit auch der entscheidenden Phase der Herrschaftskonsolidierung komme v.a. durch Stiftungen in den hofnahen Kirchen zustande. Erst als

die teuren Plätze nahe dem Hochaltar in den teureren hofnahen Kirchen belegt waren, gewannen andere Kirchen, die auch günstiger waren, mehr Zulauf.

3. Schließlich habe der Adel sich nachhaltig, möglichst ewig rezipierbarer Medien bedient und damit seine Zugehörigkeit zur Hofgesellschaft und besondere Verdienste dokumentiert. Zugleich aber veränderte sich die Lebensbeschreibung des Adels in den Inschriften: Die Kurzformel wäre hier: Biographie als Karriere. Der Vergleich von Inschriften des 16. und 17. Jahrhunderts, von Landadel und Hofadel, mache deutlich, dass Hofadel seine Biographie mehr und mehr als Karriere darstellte. Was in der Residenz seltener zu werden scheine, sei die Betonung der adeligen Ahnen, adeliger Lebensweise, die Nennung der Herrschaften: jener Elemente also, welche die Autonomie des Adels begründeten. Mit der als Karriereverlauf dargestellten Biographie sei freilich die Definitionsmacht des Herrschers über den Hofadel, die Bedeutung der Stelle in der Organisation Hof für den ehemals selbständigen Adel nochmals zum Ausdruck gekommen.

Diskussion zu MARK HENGERER, Herrschaft, Raum, Symbole. Adelige Bestattung in Wien 1550-1850

In der Diskussion kam besonders das Problem der Intentionalität bei Grufteinrichtungen zur Sprache, die Frage, was die Stifter gewollt, welche Kriterien sie für ihre Orts- und Medienwahl zugrunde gelegt hatten. Bei der Erörterung wurde deutlich, wie sehr in Gesellschaft Sinn auch unabhängig von individuell gemeintem Sinn entstehen kann, wie sehr Intention und Rekonstruktion/Wahrnehmung auseinanderfallen können. Der Frage, wie spätere Stiftungen auf das schon Entstandene Bezug nehmen, rückt dadurch freilich noch mehr in den Vordergrund.

Hingewiesen wurde auf die Problematik der Barockisierung durch die Jesuiten in der Kirche am Hof sowie in der Universitätskirche sowie auf das Desiderat eines überregionalen Vergleichs, der sich dem Problem von der Ordensgeschichte her widmet.

ANDREAS ZAJIC, Die Lebenden und die Toten. "Familiendenken" und adelige Bestattung in Niederösterreich im 16. und 17. Jahrhundert

Andreas Zajic präsentierte in seinem sehr detailreichen Vortrag den Befund des adeligen Grabmalbestandes des Waldviertels (Niederösterreich) des 16. und 17. Jahrhunderts. Wenn dieser auch keine allgemeine These gestatte, werde doch deutlich, dass der niederösterreichische Landadel seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Geburts- und Sterbeorte registrierte sowie als Quelle für Stammbäume auch Epitaphien abschrieb und aufbewahrte. In den Stammbäumen komme eine Familienkontinuität zum Ausdruck, welche in den

Erbgräbnissen noch nicht zum Tragen kam. Hier habe es hauptsächlich zwei Typen gegeben, die sepultura, in dieser Zeit ein Zusammenwachsen mehrerer Einzelgräber in einer Kirche (Losensteiner), aber auch die in einer Kirche systematisch angelegte Familiengruft, die crypta, in der alle Familienmitglieder bestattet werden sollten (Kuefsteiner). Voraussetzung für die letztgenannte Form sei in Niederösterreich gewesen, dass die entsprechende Familie in der Kirche die einzige bestattende Familie gewesen sei, was nicht immer gegeben gewesen sei. Auch habe der Todesort sehr häufig Bestattung und Epitaphaufstellung außerhalb der Familiengrablege nach sich gezogen. Wichtig sei das Kirchenpatronat gewesen, da der Patronatsherr in der Kirche bestatten durfte. Das habe zur Ausbildung von "Erbkirchen" mit starker familiengebundener Bestattung geführt. Da der Grundbesitz jedoch v.a. im 16. Jahrhundert relativ stark fluktuierte, habe auch dies nur geringe traditionsbildende Kraft entfalten können. Deutlich sei jedoch der Trend der Abwanderung von Grablegen nach Wien im Zuge der Konsolidierung der habsburgischen Herrschaft seit den 1620er Jahren.

Diskussion zu ANDREAS ZAJIC, Die Lebenden und die Toten. "Familiendenken" und adelige Bestattung in Niederösterreich im 16. und 17. Jahrhundert

In der Diskussion wurden Problemstellungen erörtert, aus deren Perspektive der Befund, dass eine allgemeinere, die Phänomene zusammenziehende These sich nicht formulieren lasse, als positiver Befund betrachtet werden könne. Auch wurden im Vergleich zum Wiener Fall gewisse Randbedingungen einer dauerhaften familialen Memoria im Medium des Grabdenkmals schärfer gefasst: So die Abhängigkeit/Unabhängigkeit des Grabes in Land/Stadt von dauerhaften Besitzstrukturen, die im 16. Jahrhundert nur ausnahmsweise gegeben gewesen zu sein scheinen, der Bezug auf die Familie als normative Größe, die Problematik alternativer zeitlicher und sozialer Verortung von Familien, etwa in Gründungsmythen oder im Turnierwesen sowie die Rolle der Frauen.

GÉZA PÁLFFY, Politische versus symbolische Integration des ungarischen Adels in Wien im 16. und 17. Jahrhundert

Géza Pálffy widmete sich in seinem Beitrag drei Aspekten:

- I. Schwierigkeiten des ungarischen Adels in Wien in der Mitte des 16. Jahrhunderts,
- II. Medien der Integration im 16. und 17. Jahrhundert und
- III. Integration ungarischer Adelige am Kaiserhof und dem Zusammenhang mit Hausbesitz und Bestattung in Wien bzw. Ungarn.

Nach der Schlacht bei Mohács 1526 und der Einverleibung Ungarns in den habsburgischen Besitz habe das Königreich Ungarn v.a. aufgrund des

Ochsenhandels zu den Einnahmen der Dynastie ganz erheblich beigetragen. Dagegen seien im Jahr etwa eine Million rheinische Gulden aus den österreichischen Erbländern und dem Reich nach Ungarn geflossen, um die zahlreichen (100-120) Grenzfestungen gegen die Türken mitzufinanzieren. Des ungeachtet habe es keinen eigenen ungarischen Hof mehr gegeben, da der ungarische König Ferdinand I. seit 1526 zugleich auch böhmischer König und dann seit 1558 auch Kaiser des Reiches gewesen sei - an diesem gemeinsamen Hof bzw. in den neugegründeten Zentralverwaltungsbehörden (Geheimrat, Hofkammer, Hofkriegsrat usw.) hätten jedoch österreichische und deutsche Räte dominiert, ungarische Räte habe es keine gegeben. Das habe auch daran gelegen, dass die Ungarn die Bedeutung der Anpassung am Hof nicht und nicht in richtiger Zeit erkannt hätten. Auch hätten die ungarischen Adligen ihre ständig den Kriegsgefahren und Türkenplünderungen ausgesetzten Burgen und Güter nicht verlassen wollen. Der Wiener Hof sei so völlig fremd gewesen, auch hinsichtlich der Sprachen; das von den ungarischen Adligen gesprochene Latein habe gegen die Sprachen des Hofes gestanden. Die Anfangsversäumnisse der Mitte des 16. Jahrhunderts aber hätten dann nicht mehr aufgeholt werden können. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts sei ein Ungar, nämlich Paul Pálffy, Geheimer Rat geworden und dies nur ehrenhalber. Nur wenige untere Ämter in den Zentralbehörden seien von Ungarn besetzt gewesen. Die Ausübung von Einfluss sei lediglich über den Kanzler und die Sekretäre der mit der ungarischen Innenpolitik und dem Justizwesen befassten Ungarischen Hofkanzlei möglich gewesen, welche von den ungarischen Ständen und Adligen gesteuert wurde.

Seit den 1550er Jahren hingegen hätten die ungarischen Hochadeligen verstärkt Kontakt zum Hof gepflegt und vornehmlich Kinder und junge Adelige an den Hof geschickt, die v.a. als Truchsessens und Mundschenken dienten und später dank den Hofkontakten in Ungarn wichtige Posten und oberste Ämter eingenommen hätten. Kontaktstellen zwischen ungarischen und österreichischen Adligen seien daneben die Universität, die Jesuitengymnasien und die nieder-österreichische Landschaftsschule in Wien gewesen. Jedoch seien im 16. Jahrhundert nur sieben Ungarn (z.B. Johannes Pethö und Nikolaus Pálffy), vermittelt über Eheschließungen, Hof- und Militärdienst, in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen worden, während weit mehr Ausländer das Indigenat in Ungarn erlangt hätten.

Von daher erkläre sich die geringe Zahl der Häuser und Palais im Besitz von Ungarn in Wien. Im 16. Jahrhundert habe es (über das Gebäude der Ungarischen Hofkanzlei hinaus, das in der Wallnerstraße in der Nähe der Hofburg stand) nur drei Häuser im Besitz der ungarischen Hochadeligen (Palatin Thomas Nádasdy, Nikolaus Zrínyi, der bei der Belagerung von Szigetvár im Jahre 1566 den Heldentod fand und der oben erwähnte

Johannes Pethö) gegeben, aber doppelt so viele in spanischem Besitz, und zwar sogar im vornehmsten Herrenviertel. Wenngleich auch noch einige weitere ungarische Adelige in Wien ein Quartier hatten, weiß das Hofquartiersbuch aus dem Jahre 1563 von ihnen nur so viel zu sagen: "Er kommt nach Wien nur selten." Später seien v.a. die Familien Pálffy (noch am Ende des 16. Jhs. auf dem heutigen Josefsplatz und in der Wallnerstraße), Esterházy (im 17. Jh. der fürstliche Zweig in der Wallnerstraße und der gräfliche in der Annagasse), Batthyány (am Ende des 17. Jhs. in der Bankgasse bzw. in der Renngasse) und Erdödy (im 18. Jh. in der Himmelpfortengasse) hinzugekommen. Es ist demnach kein Zufall, dass im 17. Jahrhundert diese vier Familien dem Land Ungarn drei Palatine und etwa zwanzig Oberste Würdenträger schenkten.

Auch Bestattungen hofnaher ungarischer Adelige in Wien seien bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts mit nur etwa einem Dutzend noch sehr selten gewesen (z.B. Valentin Bánffy Oberst zu Kanischa 1573, Kloster St. Dorothea; Johannes Listhius ung. Hofkanzler 1578, Michaelerkirche; Johannes Pethy Oberst zu Komorn 1578, Augustinerkirche; Johannes Krusith Oberst in mehreren Grenzfestungen 1580, ebenda; Gründung der Familiengruft Pálffy 1632, Augustinerkirche; Dionysius Széchy 1650, Ulrichskirche). Des symbolischen Werts aber sei man sich durchaus bewusst geworden; so habe der erwähnte erste ungarische Geheime Rat, der Palatin Paul Pálffy zwar den Leib in der ungarischen Hauptstadt Preßburg, nach Wiener Vorbild aber in einem einfachen Kapuzinergewand und sein Herz in Wien in der Kapuzinerkirche bestatten lassen. Dass weiterhin vornehmlich in Ungarn bestattet wurde, liege aber vermutlich nicht allein an der schwach ausgeprägten Integration des ungarischen Adels, sondern auch an den außerordentlichen prachtvollen Leichenzügen und Bestattungstraditionen in Ungarn.

Diskussion zu GÉZA PÁLFFY, Politische versus symbolische Integration des ungarischen Adels in Wien im 16. und 17. Jahrhundert

In der Diskussion wurde zunächst das Problem symbolischer Konkurrenz vertieft. Ein Begräbnis in Wien, das für niederösterreichischen Adel unter gewissen Umständen attraktiv war, stellte für den ungarischen Adel, der vor allem auf Funeralkultur setzte, die Sepulkralkultur aufgrund eines eher chronischen Verständnisses der Bestattung für weniger wichtig erachtet habe, ein symbolisches Minus dar.

Im Rahmen der Diskussion über Kulturtransfer (so wurden die Wiener Grab-Mäler und Castra doloris stilbildend für Ungarn) stellte sich die Frage, ob der Wiener Hof den Ungarn eine Integration besonders schwer gemacht habe. Hier zeigte sich eine paradoxe Situation: Gerade dadurch, dass der Kaiser als ungarischer König den ungarischen Ständen bei den langwierigen Landtagen rein räumlich entgegengekommen sei und sich häufiger für längere Zeit in Ungarn aufgehalten und dort einen

ungarischen Hof gehalten habe, habe die Einbindung in Wiener Räume und Strukturen nicht sehr nahe gelegen. Das Entgegenkommen habe so ein Fernhalten bewirkt.

EWALD FRIE, Wohin gehört der Adel? Zum Bestattungsverhalten der brandenburgischen Nobilität im 18. Jahrhundert

Ewald Frie wandte sich dem Bestattungsverhalten des brandenburgischen Adels im 18. Jahrhundert zu. Die Ergebnisse legte er in drei Abschnitten vor:

- I. Der Befund in der Hauptstadt Berlin,
- II. eine Analyse der Gründe sowie
- III. Folgen für die preußische Geschichte.

I. Der Befund in der Hauptstadt Berlin: An Epitaphien seien in St. Nikolai (lutherisch) 83 Epitaphien überliefert, von denen 6 vom Adel, 76 hingegen von Bürgern, meist königlichen Beamten stammten. In St. Marien (lutherisch) verhalte es sich ähnlich: Dort seien aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts 51 Epitaphien überliefert, von denen nur fünf für Adelige errichtet seien, an den Außenmauern der Klosterkirche (lutherisch) habe es 1911 noch 17, sämtlich bürgerliche Epitaphien gegeben. Hinsichtlich der Begräbnisse in den Kirchengewölben sei die Quellenlage weit schlechter. Für die Parochialkirche (reformiert) lägen kaum Quellen vor, in der Kirche in der Dorotheenstadt (reformiert) entfielen von etwa 100 Bestattungen 50% auf den Adel, während in der lutherischen Kirche in der Dorotheenstadt der Adelsanteil an den Bestattungen im 18. Jahrhundert von 70 auf 43% sinke. Im Ergebnis müsse man festhalten, dass die Berliner Kirchen nicht Teil einer höfisch-aristokratisch geprägten Ordnung des städtischen Raumes seien.

II. Analyse der Gründe: Als Gründe führte der Referent zunächst 1. die konfessionelle Spaltung in Preußen an. Mit dem Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis im Jahre 1613 sei es zur Bildung reformierter Hof- und Beamtengemeinden gekommen, während der Landadel lutherisch geblieben sei. Hinzu komme die Einwanderung von Religionsflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert. Die konfessionelle und politische Differenzierung sei dann in der Berliner Kirchenbauwelt 1680-1740 mit ihren 13 Bauten zum Ausdruck gekommen. In der Memorialkultur konkurrierten damit in Berlin unterschiedliche Leitdifferenzen (adlig - bürgerlich, lutherisch - reformiert, Hofadel - Landadel, brandenburgisch - ausländisch, deutsch - französisch) miteinander. Keine von ihnen sei aber in der Lage gewesen, den städtischen Raum insgesamt zu organisieren.

2. Die Struktur des preußischen Hofes und Adels habe der Entstehung einer höfisch-aristokratischen Ordnung der Memorialkultur ebenfalls entgegengestanden. Unter Friedrich Wilhelm I. sei es zu einem Bruch mit

dem nach ausländischen Vorbildern aufgebauten Hof Friedrichs I. und damit zu einer Militarisierung der Hofkultur gekommen. Die Verlagerung des Regierungszentrums nach Potsdam mit der Form der Kabinettsregierung und die Trennung von Regierung und in Berlin verbleibenden Räten und Ministern habe dazu geführt, dass der preußische Hof im 18. Jahrhundert seine Funktion als Kommunikationszentrale und als Marktplatz für Klientelsysteme verlor. Berlin sei überdies ein nur ephemeres Adelszentrum gewesen; ein geringer adeliger Hausbesitz, eine nur saisonale adelige Präsenz im Jahreslauf und das Fehlen geschlossener Adelsräume ungeachtet einer sozialräumlichen Segregation habe nicht zu einer adeligen Dominanz des Stadtraumes geführt. Schließlich sei der Landadel vergleichsweise arm gewesen, habe auch daher in den Kirchen auf dem Land bestattet und lediglich einige Epitaphien gesetzt; während die sich während des Wachstums des Staates bildenden Adelsgesellschaften nicht auf Berlin ausgerichtet waren. So richtete sich das Interesse des ostpreußischen Adels auf England, während der Adel der westlichen Provinzen unter sich blieb. Der brandenburgisch-preußische Adel war somit regional zu stark aufgefächert, sozial zu wenig differenziert und verfügte nicht über genügend Potential, um eine Berliner Hofgesellschaft zu bilden.

3. Ewald Frie fragte dann, was in Preußen an die Stelle des Höfischen trat und ob die Alternativen Spuren in der Funeralkultur hinterließen. Das Problem von Zentrum und Peripherie sei durch einen anderen Herrschaftskompromiss gelöst worden als in den habsburgischen Erblanden. Die mentale Hinordnung auf das Zentrum sei durch die Verbindung von gutsherrschaftlicher und militärischer Lebensweise entstanden. Die mental verbindende Funktion des Militärdienstes komme im Offiziersbegräbnis zum Ausdruck, wofür die Berliner Garnisonkirche beispielhaft sei. In der Kirche seien 488 Männer bestattet, von den mit 380 Personen 78% dem Adel - als Mitglieder von 300 "klassisch"-preußischer Familien - angehörten. Damit seien keine Familientraditionen begründet worden, sondern auf den einzelnen Offizier abgestellt worden. Auf dem Friedhof seien niedrigere Soldaten bestattet.

III. Folgen für die preußische Geschichte: In dem Befund komme zum Ausdruck, dass der preußische Adel bereits früh teilweise funktionalisiert worden sei. Damit sei die Sicherung der ländlichen Herrschaft und die Einübung in funktionale Herrschaftsstrategien erfolgt. So habe sich eine - im Erbbegräbnis auf dem Gut zum Ausdruck kommende - zunächst regional verhaftete Großgruppe gebildet, die sich nur langsam deregionalisierte und sich militärisch auf den König ausrichtete; entsprechend seien nur ausgewählte Mitglieder im Zentrum (Begräbnis v.a. in der Garnisonkirche) bestattet. Die partielle Funktionalität erlaubte dem Adel freilich, ständische Überhänge noch in das 20. Jahrhundert hinüberzuretten. Gerade weil der brandenburgisch-preußische Landadel

die Hauptstadt nicht geprägt habe, sondern das Land beherrsche und als militärische Elite zur Verfügung stand, sei er so schwer anzugreifen gewesen und habe die preußisch-deutsche Geschichte bis 1945 mitprägen können. Das moderne, bürgerliche und ahöfische Berlin sei eine Bedingung adeliger Machterhaltung bis in die nationalsozialistische Zeit hinein gewesen.

Diskussion zu EWALD FRIE, *Wohin gehört der Adel? Zum Bestattungsverhalten der brandenburgischen Nobilität im 18. Jahrhundert*

Die Diskussion klärte die Deutung des "preußischen Sonderweges", der in dem Verzicht auf den klassischen europäischen Typus des Hofes und insofern in einer erfolgreichen evolutionären Neuheit in Form einer Deformation gelegen habe.

Besonders nachgegangen wurde der Frage nach den Faktoren der scheinbar geringeren Konfliktneigung der preußischen Adelsgesellschaft und deren Einfluss auf die Formen der Oberschichtenintegration. Die Mischung der Konfessionen, die relative Armut des Adels, das Fehlen eines dem böhmischen ähnlichen Aufstandes sowie die fast alleinige Integrationsform Militär und Bürokratie hätten dazu beigetragen, dass Differenzierung vor allem über die Zugehörigkeit zu Verwaltung und Regimentern hergestellt worden sei und dann entsprechend auch als solche symbolisiert worden sei (Garnisonskirche).

Als bedeutsam wurde auch der Gegensatz zu katholischen Territorien betrachtet, in denen der Umgang mit den Toten sich anders vollziehe als in protestantischen Gebieten; hier steht die Messstiftung, dort die individuelle Vita, hier eine Ritualkultur, dort eine Schriftkultur.

MARTIN PAPPENHEIM: *Bestattung in der Metropole. Rom in der Frühen Neuzeit*

Rom als Caput Mundi sei Ort mythischer Erinnerung und zugleich Haupt des universalen Christentums gewesen. Rom und sein Mythos seien eins, in der Stadt aber werde auch die Tiefenstruktur der Menschenheitsgeschichte bis in die Gegenwart anschaulich. Diese Tiefenstruktur entstehe durch die in die Vorzeit zurückweisende ewige Zitierung und Kommentierung, durch die alles wiederum zeitlos werde. In diesem mythischen Raum entfalte sich die römische Totenmemoria.

Um die Forschung hierzu sei es - anders als für die Kunstgeschichte - indes denkbar schlecht bestellt. Dass in der Antike die Gräber vor den Toren an den Ausfallstraßen gelegen hätten und unter der Ägide des Christentums die Toten in die Stadt - ad sanctos - in den etwa 300 Kirchen eingezogen seien, sei freilich bekannt. Eine genauere Topographie des römischen Totenkults aber stehe noch aus. Zwar seien in den zahlreichen

Nationalkirchen vornehmlich Angehörige der entsprechenden Nationen bzw. Stadtstaaten bestattet, zwar habe es Kirchen gegeben, in denen die Bestattung von Angehörigen bestimmter Berufsgruppen dominiert hätten und auch habe es besondere Orte für die Bestattung von "Prominenten" gegeben - so St. Peter für die Stewards und für Christine von Schweden.

Eine nach einer deutlichen Leitdifferenz differenzierte sepulkrale Ordnung habe sich jedoch nicht ausgebildet; vielmehr sei ein polyzentrisches Netz von Grablegen einzelner Familien entstanden. Dies liege vor allem daran, dass die jeweiligen Päpste als Wahlmonarchen immer neue Familienkappellen gestiftet hätten und häufig zugleich für sich und ihre Familien eine Grablege wählten. Memoria habe hier auf die Zukunft verwiesen, in der pietas seien ambitio und magnificentia zum Ausdruck gekommen. Im Wahlkönigtum habe man sich mit der Prägung des Stadtraumes beeilen müssen, weshalb auch um der mittelbaren Versorgung der Familien und Nachkommen willen die Stadt mit Wappen, Palästen, Stiftungen jeweils neu überzogen worden sei. Dabei habe es einen Denkmalskult außerhalb der Kirchen in Rom nicht gegeben. Kein Papst habe ein öffentliches Personendenkmal außerhalb einer Kirche erhalten. In diesen hingegen seien sie häufig, wobei sich eine bemerkenswerte Differenz zwischen Einzel- und Familiengrab entfalte. So habe sich die Topographie der Spulkralkultur grundsätzlich mit jedem Papst verändert. Dabei sei die Verankerung in der Geschichte, symbolisiert etwa in der Nutzung antiker Sarkophage etc., hohe Bedeutung zugekommen. Der Bau einer Papstkirche oder Kapelle und deren Versorgung mit Stiftungen selbst von Kollegien, auch außerhalb der Stadt (Colonna, Barberini) habe Schule gemacht und sei erst im 18. Jahrhundert - um 1730 - zu einem Abschluss gekommen.

Diskussion zu MARTIN PAPENHEIM: Bestattung in der Metropole. Rom in der Frühen Neuzeit

In der Diskussion wurde das Problem eines über den ganzen Stadtraum und darüber hinaus verteilten Hofes weiter entfaltet. Bis 1870 lag ein polyzentrisches Gebilde vor, das durchaus ein einheitliches Zeremoniell, aber eben kein räumlich/dynastisches Zentrum gehabt habe. Der diffundierte Hof der Päpste, die zahlreichen kleineren Höfe der Kardinäle und der bedeutenden Familien, der regelmäßige Wechsel der Dynastien hätten eine Zentrierung wie im Wiener Fall nicht zugelassen. Fraglich sei vor dem Hintergrund vor allem, ob - und wenn wie - eine oder miteinander in Konkurrenz stehende einheitliche bzw. hierarchisierte Wahrnehmungen Gestalt gefunden hätten.

IV: SCHLUSSDISKUSSION

In der Schlussdiskussion zog Rudolf Schlögl eine vorläufige Bilanz und hob vier Punkte besonders hervor.

1. Für das Projekt C1 besonders bedeutsam sei der Erkenntnisgewinn im Bereich der Methoden gewesen. Vor allem das Überlieferungsproblem könne nun positiv gewendet werden (vgl. Diskussion zu Renate Kohn).
2. Für das Verhältnis von Hof und vormodernem Staat sei erkennbar geworden, wie außerordentlich variabel die Funktionen des Hofes gewesen seien. Es sei zudem bemerkenswert, dass die verschiedenen Optionen in der Tat nicht nur für unterschiedliche Formen der Oberschichtenintegrationsformen wesentlich gewesen seien, sondern dass diese sich durchweg auch in unterschiedlichen Formen der adeligen Sepulkralkultur/Funeralkultur niederschlugen.
3. Methodisch-theoretisch habe sich abgezeichnet, dass die Problemfelder Wahrnehmung des Raumes, Raum und individuelles Erinnern, Zeit und Raum, Repräsentation und Raum unterschiedliche Sinnstrukturen stützen, die sich überlagern und auch konkurrieren könnten. Damit stelle sich auch das Problem der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in einem medialen Kontext erneut.
4. Schließlich betonte Rudolf Schlögl, dass es sich offenbar lohne, Raum als symbolgenerierendes Medium zu betrachten. Den constraints und der Kernfrage, wie viel soziale Komplexität im Raum abbildbar sei, müsse weiter nachgegangen werden. Im 17. Jahrhundert sei es, das sei in den Referaten deutlich geworden, relativ viel gewesen. Zu bedenken sei in der weiteren Forschung die Verdopplung der Räume durch deren Beschreibung.

Im Plenum wurde hervorgehoben, wie ertragreich es sein könne, Raum als Kategorie tatsächlich ernst zu nehmen. Betont wurde, dass wir selbst mit einem common-sense-Begriff des Raumes leben, der ins Methaphorische ausgelöst werde. Dies sei ein sicheres Indiz für die Komplexität des Problems und der Komplexität auch der Sinnstrukturen der "Gerümpelhaufen, die uns umgeben." Eine Frage von grundsätzlichem Interesse sei, was man im Raum abbilden könne. Denke man ihn als Behälter, sei das nicht allzu viel. Das Beispiel Roms habe besonders deutlich gemacht, dass ein relationaler Raumbegriff (in Analogie etwa zu Polymeren) nötig sei. Hervorgehoben wurde die Vielschichtigkeit der symbolischen, politischen, geographischen und ästhetischen Probleme, die in Raumwahrnehmung und Gestaltung zusammenfließen. Für die Analyse des Wunders sozialer Ordnung sei Raum ein wichtiges Element, das bei der Untersuchung des Prozesses, in dem Menschen sich auf (verschiedene) Zeichensystem verständigen (oder nicht), nicht fehlen sollte.

Autoren: Die nicht namentlich gekennzeichneten Texte stammen von Mark Hengerer

